

Johann Hinrich Claussen

Über einen Glücksritter von der traurigen Gestalt

Es gibt Bilder, die das Gesicht einer ganzen Epoche enthüllen. Was diese Zeit an- und umtreibt, erfüllt und zerreißt – ihr selbst aber verborgen ist oder gar von ihr unter dicker Schminke versteckt wurde –, wird hier sichtbar ausgestellt und auf einen Blick erkennbar. Ein solches Gemälde betrachtet man weniger als Kunstwerk, sondern eher so wie man in einen Spiegel blickt. Die Ehrfurcht vor dem Erhabenen fällt hier aus, der Genuß reiner Schönheit will sich nicht einstellen. Man ist statt dessen überrascht und verblüfft. Man fühlt sich erkannt und ertappt. Man erschrickt über das, was einem als das wahre Antlitz der eigenen Zeit und Existenz vorgestellt wird. Man würde es gern leugnen, doch man muß sich überwunden geben und eingestehen: Dieses Bild – das bin ich selbst, das sind wir alle zusammen. Ein solches Seherlebnis ist keineswegs nur niederdrückend, es hat auch etwas Erhellendes, Aufklrendes und kann einem bei aller Beschämung das Gefühl eigener Bedeutsamkeit verschaffen. Schließlich wurde das Eigene seiner Alltäglichkeit entkleidet, in eine andere Dimension überführt, auf Leinwand gebracht und in einen goldenen Rahmen gesetzt. Dennoch, eine ungetrübte Freude der Erkenntnis und des Wiedersehens mit sich selbst kommt nicht auf, vom Behagen eitler Selbstbetrachtung ganz zu schweigen.

Manchmal sind es gar nicht die großen Gemälde berühmter Jahrhundertgenies, klassische Werke von ästhetischem Ewigkeitswert, denen das Kunststück gelingt, ihre Zeit in ein Bild zu fassen, sondern eher konventionelle Stcke schnell vergessener Durchschnittsmaler. Vielleicht gerade weil sie der eigenen Epoche in gar nichts voraus sind, sie selbst nur mitschwimmen im Fluß ihrer Zeit, zeigen sie – und dies

eher ungewollt oder unbewußt – auf den Punkt genau, worum sich alles dreht. Ist ihre Zeit um, ist es mit ihnen ebenso vorbei. Ihr Erfolg bleibt ohne Folgen, der große Eindruck vergilbt, ihr Name verweht. Das Zeitbild wird abgehängt oder dem Staub überlassen. Das wiederum hat sein Gutes, eröffnet es doch die Chance, daß Spätere – manchmal erst nach Jahrhunderten – überrascht über diese Gemälde stolpern. Und haben sie erst den Staub fortgeblasen, kann es passieren, daß sie sich selbst in diesen vergessenen Bildern einer fernen Vergangenheit wiedererkennen – wie in einem alten, stumpfen Spiegel.

So ein Bild ist „Die Jagd nach dem Glück“ von Rudolf Henneberg. Einst wurde es hoch gerühmt, war es allseits bekannt und galt als Inbild seiner Zeit, wie später etwa Edvard Munchs „Schrei“, Pablo Picassos „Guernica“ oder die Tomatensuppendosen von Andy Warhol. Billige Reproduktionen brachten es in Wohnzimmer und Bücherschränke. Heute kennt es niemand mehr, ebenso wenig wie seinen Schöpfer. Es hängt in der strahlend renovierten Alten Nationalgalerie Berlin, jedoch an keinem prominenten Ort. Man hat es im breiten marmornen Treppenhaus angebracht, und zwar so, daß der Besucher es beim Hinaufgehen in den ersten Stock kaum bemerkt. Erst wenn er hinuntergeht, kann er es nicht mehr übersehen. Doch dann hat der Besucher meist schon einen langen, erlebnisreichen Gang durch ein reichbestücktes und dichtbehängtes Haus hinter sich und kaum noch Augen für dieses letzte Bild. Dabei lohnt es eine genauere Betrachtung.



Rudolf Henneberg, Die Jagd nach dem Glück, 1868